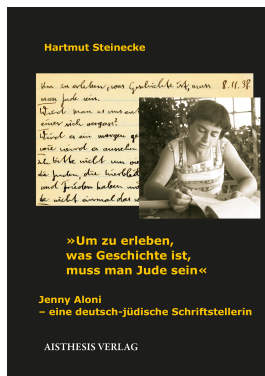


Leseprobe

Hartmut Steinecke

»Um zu erleben, was Geschichte ist,
muss man Jude sein«

Jenny Aloni
– eine deutsch-jüdische Schriftstellerin



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2017

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der

LWL-Literaturkommission für Westfalen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2017
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Sonja-Anna Lesniak
Umschlaggestaltung: Germano Wallmann
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-8498-1227-0
www.aisthesis.de

Inhalt

Vorbemerkung.....	9
1. Eine jüdische Kindheit und Jugend in Paderborn (1917-1935).....	13
Herkunft: Familie, Elternhaus.....	13
Jüdische Bürgerlichkeit zwischen Katholizismus und Antisemitismus.....	17
Schülerin der »Klosterschule« St. Michael.....	20
Margarete Zander: Lehrerin, Mentorin, Vertraute	23
Zionismus und Nationalsozialismus	28
Literarischer Abschied von der Jugend.....	32
2. Entwicklungsjahre im nationalsozialistischen Deutschland (1935-1939).....	35
Im Hachschara-Lager Gut Winkel	35
Das Tagebuch: Identitätssuche, Selbstkritik, Poesie	37
Berlin: in der Hauptstadt des Deutschen Reiches (1936-1939).....	45
Entwicklungen der Schriftstellerin	50
Kriegsvorbereitungen und Pogrome	53
Schniebinchen. Eine »glückliche Insek«?	66
3. Palästina: von der fremden Heimat zu Erez Israel (1939-1948).....	71
Erste Eindrücke	72
Jerusalem: Studentin, Putzfrau, Lehrerin.....	75
Soldatin im britischen Militär (1942-1946).....	88
Beziehungen zwischen Freundschaft und Liebe.....	97
Kriegsende und Neubeginn.....	101
Mit Esra Aloni: ein schwieriger Beginn.....	105
Wiederbegegnung mit Deutschland 1947. Ein fremdes Land ohne Schuldbewusstsein	107
Ein brieflicher Liebesdialog	110
Das traumatische Erlebnis Dachau	113
4. Neuanfänge: politisch, privat, literarisch (1948-1959).....	117
Schwierige Anfangsjahre im neuen Staat	117
»Die Synagoge und der Dom«. Zwischen Judentum und Katholizismus, Februar 1933	122
Deutschsprachige Literatur in Israel. Im »Sprach-Exil«.....	126
Wiederbegegnung mit Paderborn 1955.....	128

Gedichte 1955/56. Erste Veröffentlichungen in Deutschland.....	135
Die Wendung zur Prosa.....	143
Heinrich Böll – Leser und Ratgeber	147
5. Das Jahrzehnt der schriftstellerischen Erfolge: Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten (1960-1969)	
»Optimistische« Pessimistin	151
»Begegnung«. Auseinandersetzung mit einem Massenmörder	158
»Zypressen zerbrechen nicht«. Ein Akkulturationsprozess als Bildungsroman.....	160
»Der blühende Busch«. Wege nach Hause. Geschichte und Gegenwart einer Siedlung	167
Jenny Aloni und Paderborn. Eine distanzierte Annäherung.....	170
Der »Sechs-Tage-Krieg« 1967.....	176
Die Freundschaft mit Heinrich Böll. Ein deutsch-israelischer Dialog	181
»Kristall und Schäferhund«. Das Novemberpogrom.....	190
»Der Wartesaal«. Ein Post-Shoah-Roman	195
»Das Brachland. Aufzeichnungen aus einer Einsamkeit«. Fremd in der Fremde	201
»Korridore oder das Gebäude mit der weißen Maus«. Labyrinthisches Erzählen.....	203
Verknappung und »Kurze Prosa«.....	205
6. Rückzug aus der Öffentlichkeit (1970-1983).....	
»Schalom Schalom und doch immer wieder Krieg«	209
Heinrich Böll. Freundschaft, Vertrautheit, Unbefangenheit	215
Rückgang der Publikationsmöglichkeiten	219
Probleme deutschschreibender Schriftsteller in Israel	224
»In den Schmalen Stunden der Nacht«. Gedichte zum Gedenken der Toten	228
»Die braunen Pakete«. Der Nationalsozialismus und seine Nachwirkungen, nach fünfzig Jahren	235
7. »Späte Ehre« (1984-1993)	
Letzte Gedichte und Kurzprosa	244
»Ausgewählte Werke« zum 70. Geburtstag. Beginn einer Wiederentdeckung	250
»Gesammelte Werke«, Literaturpreise.....	254

Nachbemerkung	257
Anhang	261
Abkürzungsverzeichnis	261
Zur Zitierweise	262
Nachweise und Anmerkungen	263
Hinweise	267
Literaturverzeichnis	268
Register	274
1. Personen	274
2. Werke Jenny Alonis	277
Danksagungen	280

Vorbemerkung

»das Gefühl für das, was geschieht, [...] vielleicht gehört dazu ein Sinn,
den man grob mit Geschichtssinn bezeichnen kann.«
(18.6.1939, 155)

Jenny Rosenbaum wurde am 7. September 1917 in Paderborn als Tochter jüdischer Eltern geboren. Dieses Leben als Jüdin, das in der deutschen Provinz in der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus seinen Anfang nahm, wurde geprägt von zwei entgegengesetzten und sich doch ergänzenden Eigenschaften: Selbstzweifel und Willensstärke. Ihr Tagebuch offenbart die vielen Zweifel – am Sinn ihres Daseins, an ihren Zielen, ihren literarischen Fähigkeiten. Und die Lebensgeschichte zeigt, dass sie einige ungewöhnliche, mutige Entscheidungen traf und durchsetzte, die erste bereits im Alter von siebzehn Jahren, gegen den Willen ihrer Eltern: das nationalsozialistische Deutschland zu verlassen und nach Palästina auszuwandern. Die zweite Entscheidung, weniger dramatisch, aber für Jenny Rosenbaum selbst ähnlich wichtig: Schriftstellerin zu werden, obwohl die Zweifel an der eigenen Begabung lange Zeit anhielten. Aber auch diese überwand sie mit großer Energie, trotz aller Widrigkeiten der politischen Verhältnisse und einer Exilsituation fern der deutschen Sprache, dem literarischen Leben in Deutschland.

Um zu erleben, was Geschichte ist, muss man Jude sein.
Wird man es uns entgelten lassen, dass einer sich vergass?
Wird es ein morgen geben und wenn, wie wird es aussehen.
Ich bitte nicht um viel, nur darum, dass die Juden, die hierbleiben
müssen zu essen und Frieden haben möchten. Aber ich fürchte nicht
einmal das wird sein. (139)

Diese Sätze notierte Jenny Rosenbaum am 8. November 1938 in ihr Tagebuch. Sie reagierte damit auf die Nachricht, dass ein Jude, Herschel Grynszpan, am Tag zuvor in Paris ein Attentat auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath verübt hatte. Der Tagebucheintrag zeigt, dass Jenny Rosenbaum zu den sehr wenigen – jüdischen wie nichtjüdischen – Deutschen gehörte, die die historische Bedeutung dieses Vorfalles und seine verheerenden Folgen für die Juden in Deutschland erkannten: Er wurde zum Anlass für das Novemberpogrom, den bis dahin größten Schritt zur Shoah.

Ein halbes Jahr später, am 18. Juni 1939, entwirft Jenny Rosenbaum aus solcher Zeitzeugenschaft ein schriftstellerisches Projekt:

man müsste einer späteren Generation Bericht geben in Form einer Chronik von dem inneren und äusseren Erleben hier. Unvorstellbar für jemanden, der es nicht selbst erlebt [...]. Ich erinnere mich, wie ich früher Augenzeugenberichte über die Verfolgungen während der Kreuzzüge oder über die Pogrome in Russland gelesen habe. Noch weiss ich nicht, [...] welche Form ein solcher Bericht, besser eine solche Chronik annehmen kann, aber ich will es wachsen lassen und es nicht aus dem Auge verlieren. – Auch die Menschen neben mir verlieren oft das Gefühl für das, was geschieht, vielleicht haben sie es auch noch niemals besessen, vielleicht gehört dazu ein Sinn, den man grob mit Geschichtssinn bezeichnen kann. (155)

Seit Ende 1939 lebte Jenny Rosenbaum in ihrer neuen Heimat Israel («Erez Jisrael»). Sie erlebte den schwierigen Weg des Landes vom britischen Mandatsgebiet Palästina zum selbständigen Staat Israel sowie die ersten 45 Jahre seiner wechselvollen Geschichte. Zudem verfolgte sie bei einer Reihe von Deutschlandreisen seit 1947 die Auseinandersetzungen in ihrer früheren Heimat mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Ihr »Geschichtssinn« machte sie zur genauen und kritischen Betrachterin der Entwicklungen in beiden Ländern. Als Schriftstellerin hielt sie ihre Beobachtungen und Eindrücke zum einen »in Form einer Chronik« – ihrem Tagebuch – fest und fasste sie zum anderen in Gedichten, Kurzgeschichten, Erzählungen, Romanen.

Das Tagebuch zeigt: Der »Geschichtssinn« setzt bei der eigenen Geschichte an. Das schreibende Ich sieht sich zunächst als Individuum mit einer persönlichen Entwicklung: als Frau, als Jüdin. Das gibt sowohl ihrem Geschichtssinn und ihrer Geschichtserfahrung als auch ihrem Schreiben, ihren literarischen Texten, eine besondere Prägung und Perspektive. Die Schreiberin weiß jedoch auch, dass sie in politischen Zeiten lebt, die ihre persönliche Existenz und deren Entwicklung in hohem Maße mitbestimmen, einschränken, ja zu zerstören drohen. So führt Jenny Rosenbaum (seit ihrer Heirat 1948 Aloni) ein Leben gegen die dominierenden Kräfte ihrer Zeit, vor allem in Deutschland, aber auch in Israel, wenn dessen Politik ihren gesellschaftlichen Idealen – Gerechtigkeit, Gleichheit (der Rassen, der Geschlechter), Frieden zwischen den verschiedenen Ethnien und mit den Nachbarvölkern – nicht entspricht. Nonkonformismus wird zu einer Konstante ihres Lebens.

In Jenny Alonis Werken schildern nicht selten weibliche Figuren Erlebnisse, äußern Gedanken und Vorstellungen, die die Autorin in sehr ähnlicher Weise auch selbst (etwa in ihren Tagebüchern) notiert und formuliert hat. Angesichts

dieser starken autobiografischen Prägung eines Teils ihrer Texte wurde Jenny Aloni gefragt, warum sie nie einen größeren direkt autobiografischen Text geschrieben habe. Sie antwortete:

Ich habe nie daran gedacht, eine Autobiographie zu schreiben. Der Gedanke daran ist mir auch jetzt fremd. Zwar ist auch mit jeder Erzählung und jedem Gedicht eine gewisse Bloßstellung verbunden, aber das trifft in erhöhtem Maß für eine Beschreibung des eigenen Lebens zu, wenn sie ehrlich ist und sich nicht mit der Darstellung äußerer Lebensumstände begnügt. Dazu fühle ich mich zu verwundbar. Daher lassen sich nicht direkte Folgerungen aus meinen Schriften ziehen. (10, 149)

Jenny Aloni betont ihre Distanz zum Autobiografischen und erinnert an Selbstverständliches: Jeder literarische Text ist ein fiktionales Gebilde, wie viele Elemente der Wirklichkeit eines Lebens auch in ihn eingegangen sein mögen.

Wenn man also über das Leben Jenny Alonis schreibt, darf man die vielen nicht durch Fakten und verlässliche Quellen gesicherten Zeiträume und Aspekte nicht durch vermutlich »autobiografische« Passagen literarischer Werke füllen. Zugleich gilt aber auch: Wenn man über die Werke schreibt, wird man die Prägungen der Autorin und die Zeit, in der sie schreibt, nicht ausblenden dürfen. Beide Forderungen sind für diese Darstellung von Jenny Alonis Leben und Werk grundlegend.

Die weitaus meisten Schriften Jenny Alonis entstanden in Israel und sind in deutscher Sprache geschrieben. Damit wurden ihre Werke Teil einer sehr jungen und regional begrenzten Entwicklung: der deutschsprachigen Literatur Israels.

Zugleich gehören die Werke jedoch zu einer alten und reichen Tradition, der »deutsch-jüdischen« Literatur. Diese entstand schon immer zu einem bedeutenden Teil auch in zahlreichen Ländern außerhalb Deutschlands: im Jahrhundert von Heine bis Kafka, dann besonders in der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch in den Jahrzehnten seither. Die lange Zeit übliche Bezeichnung »deutsch-jüdisch« wurde nach der Shoah teilweise scharf abgelehnt: Der Bindestrich täusche ein Verhältnis zwischen Deutschen und Juden vor, das von Beginn an ein Irrtum, letzten Endes ein tödlicher Irrtum gewesen sei. Seit dem späten 20. Jahrhundert ist der alte Begriff wiedergekehrt, in Reflexion der schwierigen Beziehungsgeschichte und mit der Klarstellung,

dass »deutsch« in dem Adjektiv nicht die Nation meint, sondern die Sprache. In diesem Sinn wird Jenny Aloni hier eine deutsch-jüdische Autorin genannt und als eine der bedeutenden deutschsprachigen jüdischen Schriftstellerinnen ihrer Generation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewürdigt.

Das Werk Jenny Alonis lernte ich Mitte der 1980er Jahre kennen, wenig später die Schriftstellerin selbst. In den letzten Jahren ihres Lebens gab ich mehrere ihrer Werke neu oder erstmals heraus. Ich wollte, dass sie noch miterleben konnte, was so vielen in der nationalsozialistischen Zeit ins Exil gezwungenen und nicht nach Deutschland zurückgekehrten jüdischen Schriftstellern verwehrt blieb: dass sich deutsche Leserinnen und Leser wieder – oder erstmals – mit ihren Werken befassen.

Seither wurden alle früher erschienenen Werke neu gedruckt, viele bis dahin nicht publizierte Texte zum ersten Mal veröffentlicht. Die wissenschaftliche Forschung beschäftigt sich seit über zwei Jahrzehnten, zunehmend auch international, mit Jenny Alonis Werk. Allerdings konzentrierte sie sich dabei bisher auf eine relativ kleine Zahl von Texten. Ziel dieser Monographie ist es, im hundertsten Geburtsjahr der Autorin erstmals ihr Gesamtwerk in seiner Entwicklung und Bedeutung zu skizzieren; sowie: das in vielem noch kaum bekannte spannungsreiche und spannende Leben seiner Verfasserin darzustellen.

1. Eine jüdische Kindheit und Jugend in Paderborn (1917-1935)

»War ich eigentlich jemals wirklich jung? Fast glaube ich nein.«
(22.8.1935, 53)

Juden und jüdisches Leben gab es in Westfalen seit dem Mittelalter. Jenny Aloni sprach davon, dass ihre Vorfahren seit Jahrhunderten in Westfalen gelebt hätten. Das ist ein Bekenntnis zu ihrer Herkunft, aber wohl auch eine Zurückweisung des antisemitischen Vorwurfs, die Juden seien wurzellos, in Deutschland Fremde.

Herkunft: Familie, Elternhaus

Im frühen 19. Jahrhundert lassen sich Vorfahren von Jenny Aloni im Sauerland, in Ostwestfalen und Nordhessen nachweisen. Seit den 1860er Jahren lebten die Großeltern väterlicherseits in Paderborn. Levi Rosenbaum kam aus Essentho bei Marsberg im Hochsauerland, seine Ehefrau Adele, geborene Winterberg, aus Wolfhagen bei Arolsen. Levi Rosenbaum hatte aus einer ersten Ehe eine Tochter Minna, aus der Ehe mit Adele vier Kinder: Hedwig, Henriette, Moritz und Sally. Minna und Hedwig heirateten und zogen mit ihren Ehemännern nach Essen. Die drei anderen Kinder blieben im Haus. Der älteste Sohn Moritz heiratete 1909 Henriette (Henny) Eichengrün aus Beringhausen, die Tochter von Moses Eichengrün und Rosa, geborene Heimberg. Sie hatten drei Töchter: Martha (1910-1917), Irma (geboren 1913) und Jenny (geboren 1917). Sally Rosenbaum und seine Ehefrau Emma, geborene Berg, hatten zwei Söhne, Kurt und Ludwig.¹

Levi Rosenbaum gründete in Paderborn ein Geschäft mit Fellen und Altmetallen. Die Söhne Moritz und Sally übernahmen das seit der Jahrhundertwende immer stärker ausgeweitete, sehr erfolgreiche Großhandelsgeschäft, die »Rohproduktenhandlung L. Rosenbaum«. Sie bauten nach dem Tod ihres Vaters 1913/14 ein repräsentatives Haus in der Bachstraße 2. Im Erdgeschoss befanden sich die Geschäftsräume, der Wohnbereich, der den bürgerlichen Wohlstand der Rosenbaums zeigte, lag im ersten und zweiten Stock. Hier lebten die Brüder mit ihren Familien, ihrer Mutter und Schwester. Im Kreis dieser Großfamilie von drei Generationen wuchs Jenny auf. (Die Geburtsurkunde nennt als ihren Namen »Jenni«, so schreibt ihn auch die Mutter in ihren Briefen; aber sie selbst schrieb stets »Jenny«, diese Namensform weisen auch alle Zeugnisse und amtlichen Dokumente auf.)

Von den neun Mitbewohnern des Hauses starben Tante Emma 1926, die Großmutter 1937; Cousin Ludwig emigrierte 1939. Jennys Eltern und ihre Schwester Irma, Tante Henriette und Cousin Kurt wurden in der Shoah umgebracht. Nur Onkel Sally überlebte.

Zu dem Anwesen, das an einen Quellarm der Pader grenzte, gehörten auch ein Lagergebäude und ein kleiner Garten. Diesen beschrieb Jenny später einmal in einer Skizze (»Der Garten«), zwar mit einer Reihe konkreter Details, aber doch als ein Traumbild: der »Garten ihrer Kindheit« als Rückzugsort vor der Welt der Erwachsenen, als Eingang zu einem Reich der Fantasie (9, 13).

Jenny Aloni versuchte verschiedentlich, sich über den Prozess ihres Erinnerns von Kindheit klar zu werden: »Meine Erinnerung enthält viele Kindheiten, die alle (zu) mir gehören, auch wenn ich nicht sicher sein kann dass sie ineinander gefügt sich ergänzen würden. Doch was macht es schon, wenn sie sich überschneiden, u. Lücken zeigen.« (W 1141) Trotz dieser Selbstversicherung hat Jenny Aloni nur ganz selten über Kindheitserlebnisse gesprochen oder geschrieben. Ihre Kindheit war wohl einsamer, als das in einer Gemeinschaft von zehn Personen zu erwarten sein könnte. Die Brüder kümmerten sich um das Geschäft, die weiblichen Familienmitglieder um den großen Haushalt. Bei den vier Kindern im Haus galt die Sorge der Älteren vor allem den beiden, deren Leben von Geburt an durch Krankheiten geprägt war: Irma war durch ein Hüftleiden behindert, Kurt Epileptiker. Dazu kam: Jenny war die mit Abstand Jüngste im Haus, fast vier Jahre jünger als ihre Schwester.

Jenny Aloni hat später von ihren engsten Verwandten – den Eltern und der Schwester – nie eine Beschreibung oder Charakterisierung gegeben, selbst in ihren Texten nur ganz selten Figuren gestaltet, in denen man möglicherweise Familienmitglieder in literarisierter Form erkennen könnte. (Am eindringlichsten von allen Hausbewohnern, als »erste Freundin« und langjährige Wegbegleiterin ihrer Kindheit, porträtierte sie wiederholt ihre Katze Misa, W 1141; »Das Kind und die Katze«, 3, 25). Diesen Teil ihres Lebens sah Jenny Aloni nie nostalgisch verklärt, zudem rückte er bald in den Schatten der folgenden bewegten, chaotischen, düsteren Jahre. An ihrem Lebensende reflektierte sie über das Erinnern und Verdrängen der Kindheit: »Miniaturen früher Kindheit, verschwommene Bilder auf ausgefransten Seidenstoff gemalt, bewahrt unter dem Druck gelebter Jahre, vergilbte Blätter, lose, verbunden nur durch dich, die sie erlebte, ohne noch um Bedeutungen zu wissen, nur manchmal sie erratend.« (26.3.1989; 9, 144)²

Sehr viel häufiger als mit den Bewohnern beschäftigte sich Jenny Aloni literarisch mit dem Elternhaus selbst, in dem sie bis zum Alter von über 17 Jahren lebte. Sie sprach und schrieb von ihm allerdings nie als einem Ort

unbeschwerter oder idyllischer Kindheit. Nach ihrem Auszug wurde es zum verlassenen Haus, bald zum zerstörten Haus, nach dem Krieg, dem Abriss und völligen Verschwinden, schließlich zum erinnerten Haus, Symbol der Heimatlosigkeit.

Zu den »vergilbten Blättern« gehören die Bilder, die Jenny Aloni Jahrzehnte später am Ort ihrer Kindheit imaginiert – als »ein Spukgespenst, nur eine Halluzination«:

das Haus und seinen Hof und Garten, unversehrt so wie ich sie gekannt. [...] Da war der Backsteinbau mit Holzgebälk und Ziegeldach. Da war der Zwiebelturm mit bleigefassten Butzenscheiben. Da war der Hof mit Tonnenwirrwarr. Da war der Garten mit grüngestricherter Gitterlaube. Kapern und Levkojen rankten in den Bach hinein und schaukelten und hinter ihnen floss das Wasser in dünnen Striemen. (W 1140)

Jenny Rosenbaums Elternhaus lag in der Mitte der Stadt, kurze Wege entfernt vom Dom, von der Synagoge, von der katholischen Klosterschule. Das war das kleine Viereck, in dem sich ihre Kindheit und Jugend bis zum Weggang aus Paderborn im Mai 1935 weitgehend abspielte. Es waren auch die Pole ihrer geistigen und religiösen Entwicklung.

Jenny Rosenbaum hat ihre Heimatstadt selten verlassen, nur ihre Schulferien verbrachte sie mehrfach bei ihren Großeltern mütterlicherseits in Beringhausen im Sauerland. Die idyllische Landschaft – Berge, Wälder, Wiesen – bildete für sie eine Gegenwelt zu ihrem Alltag in Paderborn.

Jüdische Bürgerlichkeit zwischen Katholizismus und Antisemitismus

Das Zusammenleben der christlichen und der jüdischen Deutschen in Paderborn war im 19. Jahrhundert – wie in ganz Westfalen – geprägt von der Auseinandersetzung um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden.³ Sie wurde zwar 1869 formal erreicht, setzte sich aber im Alltag nur langsam durch. Im zu fast 90% katholischen Paderborn wurde der Prozess zusätzlich dadurch belastet, dass die Stadt sich in der Zeit des Kulturkampfes, in den 1870er und 80er Jahren, zu einer Hochburg des katholischen Antisemitismus entwickelte. Hier wurden einige der berühmtesten antisemitischen Streitschriften der Epoche geschrieben und veröffentlicht. Der Bau einer Synagoge 1882 – eines großen achteckigen Gebäudes in orientalisierendem Stil nahe dem Dom – zeigte das Selbstbewusstsein der Paderborner Judenheit.

Die Zahl der Juden in der Stadt erreichte um die Jahrhundertwende mit 430 Personen ihren Höhepunkt und ging dann allmählich zurück (1933: 271 Personen). Da die Gesamtbevölkerung im gleichen Zeitraum stetig wuchs, von ca. 23.500 auf über 37.000 Personen, fiel der Anteil der Juden auf unter 1%. Der Antisemitismus ging seit Ende des 19. Jahrhunderts deutlich zurück. Das Zusammenleben von jüdischen und nichtjüdischen Deutschen verlief in den Jahren der Weimarer Republik nach außen hin weitgehend konfliktfrei. So ist es bemerkenswert, dass einige der sehr wenigen Kindheitserlebnisse, die Jenny Aloni als bleibende Erinnerungen berichtete, antisemitische Zurückweisungen betrafen. Eine Anekdote hat Jenny Aloni in leichten Variationen auch niedergeschrieben. Im Nachlass befindet sich ein kurzer fragmentarischer Text, der zu den von ihr selbst als autobiografisch bezeichneten gehört, überschrieben »Aus einer Kindheit«. Darin heißt es unter anderem:

Ich sehe alles wieder mit den Augen der Sechsjährigen, die gerade ihre Schulzeit begonnen hatte. Hand in Hand mit einer Schulgefährtin, die Ranzen über den Rücken geschmalt kam sie die Eselsgasse herauf. Unter dem wuchtigen Baum auf dem holprigen Pflaster blieb die andere plötzlich stehen. Als erinnere sie sich auf einmal wieder, zog sie ihre Hand fort. Ihre Augen nahmen einen harten, erwartenden Blick an, wie er Kindern wohl eigen ist, wenn sie etwas sagen, was den anderen treffen soll. »Ich darf nicht mit dir gehen. Du bist Jude, und meine Mutter hat gesagt mit Juden darf ich nicht gehen.« (W 985)

Eine Lehrerin berichtete eine ähnliche antisemitische Episode aus der Schulzeit, einige Jahre später: »Eine Mutter hatte darauf gedungen, daß ihre Tochter ›von der Jüdin fortgesetzt wird‹ und Jenny hatte es erfahren. ›Ich habe ihr doch nachmittags immer die Schularbeiten erklärt, die Klassenarbeiten habe ich sie von mir abschreiben lassen. Und nun darf ich nicht mehr neben ihr sitzen?‹«⁴ Dass man »nicht mit dem Judenmädchen verkehren« dürfe, erfuhr Jenny Rosenbaum noch öfter, und das »zu einer Zeit, als die Juden meiner Heimatstadt sich ihrer völligen Gleichberechtigung rühmten, vielleicht auch willkürlich die Augen schlossen« (»Aus der Kindheit«, 23.10.1953; W 1052). Ein Ereignis des Jahres 1932, das deutschlandweit Schlagzeilen machte, hätte eigentlich der gesamten jüdischen Bevölkerung die Augen öffnen müssen. Es zeigte, wie stark der Antisemitismus unter der Oberfläche eines friedlichen Miteinanders von Christen und Juden wieder geworden (oder geblieben) war: der Paderborner »Ritualmord«-Skandal. Im März wurden zerstückelte und in Pakete verpackte Leichenteile einer Frau gefunden. Als Täter wurde ein

jüdischer Viehhändler ermittelt. Die nationalsozialistische Propaganda nutzte den Fall zur Diffamierung des Judentums. Im April erschien das berüchtigte Hetzblatt »Der Stürmer« mit der dicken Balkenüberschrift auf der Titelseite »Der Mädchenmord von Paderborn. Eine Deutsche von Juden geschändet, geschlachtet und zerstückelt.« Da die Tat kurz vor Ostern geschehen war, wurde sogar der Vorwurf des »Ritualmordes« erhoben. Dieses Gerücht breitete sich auch in der Bevölkerung aus. Die polizeiliche Untersuchung ergab: Der Viehhändler hatte seine Geliebte geschwängert, bei einem Abtreibungsversuch getötet, in Panik die Leiche in Teile zerschnitten und diese verpackt. Trotz der Klärung des Sachverhalts hielten sich in der Stadt antisemitische Parolen, geschürt von der Nazi-Presse, die ihre Polemik noch monatelang weiterführte. Jenny Rosenbaum war zu dieser Zeit 14 Jahre alt; sie hatte gerade begonnen, sich intensiver mit ihrer jüdischen Identität zu befassen. Wie schmerzhaft und verstörend der antisemitische Ausbruch in ihrer Heimatstadt auf sie wirkte, zeigt sich auch darin, dass sie über dreißig Jahre später eine packende Erzählung über das Ereignis schrieb (ohne dazu noch einmal zu recherchieren): »Die braunen Pakete«.

Die Rosenbaums bekannten sich zu ihrem Judentum, sie besuchten fast regelmäßig die Synagoge; über eine Konversion wurde in ihrem Hause nie gesprochen. Aber im Alltag hatten sie sich weitgehend assimiliert, sie waren in die Bürgergesellschaft integriert. Sie fühlten sich – wie die große Mehrzahl der Paderborner Juden – als Deutsche (»mosaischen Glaubens«). Die Brüder Rosenbaum waren als erfolgreiche Geschäftsleute geachtet; Moritz wurde in der Weimarer Republik jahrelang zum Wahlleiter seines Stimmbezirks bestellt.

Schülerin der »Klosterschule« St. Michael

Trotz ihrer festen Bindung an das Judentum hatten Moritz und Henny Rosenbaum keinerlei Probleme damit, ihre Töchter, die als erste in der Familie eine gymnasiale Bildung erhalten sollten, auf die katholische »Klosterschule« zu schicken. Jenny Rosenbaum besuchte sie elf Jahre lang, 1924-1935. Die Schule prägte sie in starkem Maße. Zwei Jahre nach ihrem Abgang hielt sie fest: »In mir war trotz meiner Bejahung des Jüdischen als Gemeinschaft der kath.-deutsche Einfluss weitaus der stärkere.« (20.12.1937, 114)

Die »Klosterschule« – das war die von den Augustiner Chorfrauen »St. Michael« getragene Vorschule und das »St. Michaels-Lyzeum«, das seit 1929 »Oberlyzeum und Studienanstalt St. Michael der Chorfrauen des heiligen Augustinus Paderborn« hieß. Weit stärker als das ferne Münsteraner Schulkollegium über-

wachte der Erzbischof das Lehrprogramm, die weitgehend aus Nonnen bestehende Lehrerschaft setzte es in seinem Geiste um. Selbstverständlich prägte diese Einstellung weit über den Religionsunterricht hinaus auch alle anderen Fächer mehr oder minder stark. Da zu den undiskutierten Grundüberzeugungen des Katholizismus jener Jahre der religiöse Antijudaismus gehörte, wurde die junge Jenny schon früh und ständig mit der inferioren Stellung des Judentums konfrontiert. Dies geschah von Seiten der Lehrerschaft allerdings fast durchweg in der Variante des Mitleids gegenüber denen, für deren Bekehrung man beten – und durch Belehrung sorgen – musste.

Die Zeugnisse (L 32) zeigen: Jenny Rosenbaum war eine gute, aber keine herausragende Schülerin. »Gut« war die weitaus häufigste Note in der Skala, die nur drei positive Noten kannte. Öfter ein »sehr gut« erhielt sie in den Fächern Religionslehre, Deutsch, Geschichte und Erdkunde, überwiegend »genügend« in »Musik/Singen« und »Handschrift«; gelegentlich findet sich auch ein »mangelhaft«. Jenny Rosenbaum lernte Französisch, später auch Latein und, im letzten Schuljahr, Englisch. In Sport brachte sie es zum »Rettungsschwimmer« (dafür gab es auch an einer Mädchenschule keine weibliche Form ...).

Für ein Bild der Schülerin aufschlussreicher als die Fachnoten sind die Kopfnoten. Die Erziehungsgrundsätze der Klosterschule verbanden Ideale der christlich-katholischen Lehre und ein sehr konservatives Frauenbild: Demut, Gehorsam, Zurückhaltung. Diesen Idealen entsprach Jenny Rosenbaum schon als Kind kaum, seit Anfang der dreißiger Jahre immer weniger. Sie war »wild und unbändig« (so charakterisierte sie sich selbst; W 1052), sie sagte ihre Meinung, und das nicht selten auch ungefragt und deutlich, damit galt sie als »vorlaut«. Gelegentlich konfrontierte sie die Lehrerinnen auch mit religionskritischen Zitate von Goethe oder Nietzsche oder mit naturwissenschaftlichen Welterklärungen – das wurde teils als Neugier toleriert, teils aber auch als provozierend betrachtet. Die Reaktion der Lehrerinnenschaft zeigte sich in den Kopfnoten. In Anbetracht der begrenzten Notenskala ist ein »gut« in diesen Kategorien, die an einer Nonnenschule den höchsten Stellenwert besitzen und auch für die überwiegend wohl bürgerlich-konservativen Eltern besonders wichtig sind, eine eher mäßige Note. Jenny Rosenbaum übertrifft sie öfter in »Aufmerksamkeit«, unterschreitet sie in »Ordnungsliebe«, erreicht sie in der übergreifenden Kategorie »Betragen« (ab 1929 »Führung« genannt!).

Einmal, im Osterzeugnis der Obertertia, am 4. April 1933, findet sich sogar ein »mangelhaft« sowie – ebenso völlig ungewöhnlich – eine schriftlich eingetragene Zurechtweisung: »D. Schül. erhält e. Tadel wegen ihres vorlauten u. unbeherrschten Wesens u. wegen ihrer Unpünktlichkeit«. Eine Mitschülerin